

Interkulturelle Tragik: Jürgen Klinsmann über Amerika

Hansen, Klaus P.

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hansen, K. P. (2011). Interkulturelle Tragik: Jürgen Klinsmann über Amerika. *interculture journal: Online-Zeitschrift für interkulturelle Studien*, 10(15), 3-10. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-457541>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>



Inhalt

I Jahrgang 10 | Ausgabe 15 | www.interculture-journal.com

Vorwort

Klaus P. Hansen

*Interkulturelle Tragik:
Jürgen Klinsmann über Amerika*

Alexandra Dehmel/
Yi Li/ Peter F. E. Sloane

*Intercultural competence development
in higher education
study abroad programs:
A good practice example*

Xun Luo/ Sebastian Kück

*Gibt es Lernstile,
die kulturspezifisch sind?
Eine interkulturelle Annäherung
an das Lernstilkonzept anhand einer
vergleichenden Untersuchung am
Beispiel deutsch-chinesischer Studenten*

Nurcan Akbulut

*Chancengleichheit –
ein (ir)realistischer Anspruch?*

[Preface]

*[Tragic Stereotypes:
Jürgen Klinsmann on America]*

*[Entwicklung interkultureller
Kompetenz in universitären
Auslandsstudienprogrammen:
Ein Good-Practice-Beispiel]*

*[Are there culture-specific
learning styles?
An intercultural approach to the learning
style concept based on a
comparative study of
German and Chinese students]*

*[Equal opportunity – A/an
(ir)realistic claim?]*

**Aktuelle Anwendungsfälle
Interkultureller Kommunikation**

**Current applications
of intercultural communication**

Herausgeber:
Jürgen Bolten
Stefanie Rathje

2011

unterstützt von: / supported by:

DFG Deutsche
Forschungsgemeinschaft

inter
culture
journal

Interkulturelle Tragik: Jürgen Klinsmann über Amerika

[Tragic Stereotypes: Jürgen Klinsmann on America]

Klaus P. Hansen

Prof. Dr. Klaus P. Hansen leitet die Forschungsstelle „Grundlagen Kulturwissenschaft“ an der Universität Passau.

Abstract [English]

The famous soccer coach Jürgen Klinsmann emigrated to the US and settled in California. During a recent talk show on German TV he judged his new home country in a strange way.

Abstract [Deutsch]

Jürgen Klinsmann liebt seine neue Heimat, die USA, doch wenn er sich über sie äußert, benutzt er all die Stereotype, die er aus Deutschland mitbrachte.

Interkulturelle Tragik

Zum zehnten Jahrestag des Anschlags auf die Türme des World Trade Center, also am 11. September 2011 sendete die ARD eine Talkshow mit Günther Jauch. Für interkulturell Interessierte war ein Gast von besonderem Interesse: Jürgen Klinsmann. Ihn, der in den USA lebt und zwischen der Alten und Neuen Welt pendelt, hatte Jauch eingeladen, damit er, sozusagen als Augenzeuge, über die Reaktionen der Amerikaner auf das Ereignis selbst und den begangenen Jahrestag berichtete. Ob die Wahl für die Talkshow gut war – der Bäcker- und Fußballer zwischen intellektuellen Groß- und Kleinkalibern – sei dahin gestellt, wie überhaupt die Sendung als ganze hier nicht interessieren soll. Für interkulturelle Detektive aber, die dem Alltag zwischen den Nationen auf die Schliche kommen wollen, war die Wahl goldrichtig. Klinsmann ist ein gescheiter und wohlwollender Mensch, und jeder spürt, dass er gerne in den USA lebt. Wir können somit annehmen, dass er, was die Themen Kulturkontakt und Migration betrifft, die Normalität einer bestimmten deutschen Generation und sozialen Schicht verkörpert, die weder zur Xenophobie noch zum Ethnomythos neigt. Die aber auch nicht, aufgrund einer gewissen Bildungsferne, durch politische Korrektheit geknebelt wird. Wenn das zutrifft, müsste es von großem Interesse sein, wie ein so Unvorbelasteter über eine andere Kultur urteilt, zudem eine, die er zu seiner Heimat erkort.

Die erste Frage, die ihm Jauch stellte, war: Wie nahmen die Amerikaner das Ereignis auf? Klinsmann antwortet mit dem Hinweis auf die schockierende Neuartigkeit der Erfahrung. Amerika sei gewohnt, mit Schicksalsschlägen umzugehen, mit Naturkatastrophen wie Erdbeben und Wirbelstürmen, aber „auf dem eigenen Grund und Boden mit dieser Vehemenz attackiert zu werden“ war etwas „ganz, ganz Neues“. Aber noch aus einem anderen Grunde, sei es so schwer ge-

wesen, mit dem Ereignis umzugehen. „Amerikaner schauen immer nach vorne, er möchte nicht gerne nach hinten schauen, aber dieser Moment hat ihn schwer getroffen, weil er wusste, jetzt müssen wir mit diesem Tatbestand umgehen, wir müssen die Zukunft so bilden, basierend auf dieser Vergangenheit. Da tut er sich heute noch schwer damit“. Der Schock soll mithin ein doppelter gewesen sein. Zum einen war das historische Faktum zu verarbeiten, dass die militärisch mächtigste Nation auf ihrem eigenen Territorium angegriffen wurde, und zum anderen hatte diese Verarbeitung mit der nationalen Eigenheit des Nach-Vorne-Schauens zu kämpfen. Bei Naturkatastrophen genügt der Blick nach vorn, also der Wiederaufbau, bei diesem Ereignis aber war es damit nicht getan. Naturkatastrophen, so wird es Klinsmann gemeint haben, gehorchen dem Zufall, die Zerstörung der Türme aber war ein geplanter politischer Akt, den man erst einmal, und zwar aus der Vergangenheit heraus, verstehen musste.

Was Klinsmann da behauptet, ist weder richtig noch schmeichelhaft. Es ist einseitig und verkürzt, doch wir wollen nicht darüber zu Gericht sitzen, sondern ergründen, wie es zu solcher Einseitigkeit kommt. Klinsmann konstatiert eine nationale Eigenschaft; der Amerikaner – den er mal im Singular, mal im Plural anspricht – sei stets nach vorne schauender Optimist, und dieser Optimismus sei mit dem Anschlag an eine Grenze gestoßen. Die USA mussten sich also, nennen wir es beim Namen, gegen ihren Nationalcharakter verhalten. Woher aber weiß Klinsmann, dass Optimismus eine tragende Eigenschaft ist? Hat er es vor Ort beobachtet oder brachte er dieses Wissen aus Deutschland mit? Es stammt wohl aus der alten Heimat, denn wenn wir Deutschen eine Eigenschaft mit Amerika assoziieren, dann Optimismus. Insofern regte sich in der Runde, die Klinsmann zuhörte, auch kein Widerspruch. Der Optimismus des Amerikaners im Singular ist ein wahrscheinlich nicht nur deutsches, sondern weithin europäisches Stereotyp. Negativ ist es nicht, aber auch nur scheinbar freundlich, denn Optimismus wächst auf dem Boden von Harmlosigkeit und Naivität. Optimismus schmückt nicht den kritischen Intellektuellen, sondern wird eher beim geistigen Durchschnitt angetroffen. Es ist die Eigenschaft pauschaler Gutgläubigkeit, wenn nicht Vertrauensseligkeit, die ihren Träger nicht herabwürdigt, aber auch nicht erhebt. Herauszufinden, seit wann dieses Stereotyp existiert und aus welchem Anlass es entstand – ob es vielleicht aus dem inner-amerikanischen Yankee-Bild herrührt – wäre eine Untersuchung wert. Im Zusammenhang der hier angestellten Überlegungen bleibt aber unverstänlich, wieso Klinsmann, der Amerikafreund, das Stereotyp nicht überwindet.

Die zweite Frage Jauchs, „Ich habe den Eindruck, sie [die Amerikaner] können es gar nicht verstehen“, knüpft an Klinsmanns Ausführungen an, der ja, wie gerade analysiert, Verständnisschwierigkeiten hervorgehoben hatte. Die Nachfrage wird aber indirekt beantwortet, indem Klinsmann sie auf ein dem Verstehen vorausliegendes Thema verschiebt, das der Informiertheit. Die Amerikaner, so die erstaunliche These, hätten über die Anschläge und ihre Hintergründe nicht ausreichend Bescheid gewusst. „Wenn man sich mal den Alltag anschaut, dass die Eltern Doppelverdiener sind [und] am Wochenende das Haus reparieren, wo nehme ich meine Informationen dann auf [...]. Sie nehmen sie meistens auf in der Küche am Fernseher, so im Vorbeigehen, und im Vorbeigehen, wenn du da die Informationen aufschnappst, sind sie nie so tiefgehend, werden nicht so erklärt, wie es eigentlich sein müsste.“ Mit anderen Worten, der Griff zur *New York Times* oder *Washington Post* ist dem Amerikaner aus Zeitgründen verwehrt, und deshalb, da mangelhaft unterrichtet, so muss man den Gedanken wohl zu Ende führen, versteht er all die schrecklichen Dinge nicht. Die Arbeitsüberlastung ist aber nicht der einzige Grund, sondern auch die Medien haben ihren Anteil. „Wenn das Informationssystem in Amerika so funktioniert, alles in der Schnelle mal mitzunehmen, sich berieseln zu lassen von über 300 Fernsehstationen, da schnapp ich irgendwas auf.“ Die Konsequenz der schlechten Informiertheit liegt auf der Hand: „Viele sind deshalb auch mehr unpolitisch, als wir in europäischen Ländern gewohnt sind.“

Wie kommt der ehemalige Bundestrainer zu solch waghalsigen Aussagen? Wohl kaum durch persönliche Beobachtungen vor Ort, etwa dergestalt, dass ihm irgendwann aufgefallen wäre, in der elterlichen Backstube in Deutschland hätte man auf höherem Informationsniveau politisiert als in der kalifornischen Wahlheimat. Wenn er aber nicht auf bewusst Erlebtes und selbst Reflektiertes zurückgreift, muss es sich um Vorauswissen handeln, also um Klischees und Stereotype. Der Vorwurf der Uninformiertheit ist zwar selbst kein Klischee, gibt sich aber schnell als Modifikation eines solchen zu erkennen. Klinsmann variiert die alte Vorstellung vom kulturlosen Amerikaner. Im 19. Jahrhundert hatte sie ihren Höhepunkt und wurde von vielen, vor allem englischen Geistesgrößen, unter ihnen Charles Dickens, verbreitet, und selbst der amerikanische Schriftsteller Henry James, eine kultivierte Persönlichkeit, die lieber im kulturgesättigten London lebte als in der Heimat, stimmte in den Chor der Amerikakritiker ein. Allerdings lieferten die Kulturlosen selbst die Vorlage. Mit Rousseau war die Neue Welt stolz darauf „nature’s nation“ zu sein und sich vom gekünstelt dekadenten Europa zu unterscheiden. Diesen Angriff parierte die Alte Welt mit der an-

deren Bedeutung des Begriffs Natur und stellte die amerikanische Natürlichkeit als ungehobelt, hinterwäldlerisch und provinziell hin. Welch schönes Beispiel für die Symmetrie von Auto- und Heterostereotyp! Bei der Modifikation durch Klinsmann bleibt die Grundidee des Provinziellen erhalten, denn Uninformiertheit und Verständnislosigkeit sind, egal ob auf dem Lande oder in der Stadt, Ausdruck geistiger Provinzialität. Wie übrigens auch Optimismus.

Sobald Klinsmann die Modifikation vollzogen hat, merkt er aber, dass er sich verheddert. Wenn die aufgeschnappten Informationshappen kein richtiges Bild ergeben, wie kann der Amerikaner dann überhaupt angemessen reagieren? Klinsmann windet sich, wie folgt, aus der Klemme: „Viele Amerikaner können diese Zusammenhänge auch gar nicht nachempfinden, Irak, Afghanistan, die Lager, all diese Dinge [...] und ihre Reaktion, von Bush getrieben, nach 9/11, ist natürlich purer Patriotismus [...]“. Womit unser von Jauch ernannter Amerikafachmann ein weiteres wohlfeiles Stereotyp aus dem Ärmel zieht, das des Patriotismus. Im Unterschied zu dem der Kulturlosigkeit mag in ihm zwar ein Körnchen mehr Wahrheit enthalten sein, zur Erklärung des Irakkriegs aber reicht es nicht. Bush lässt es zu gut wegkommen und den Rest Amerikas zu schlecht.

Doch so richtig wohl fühlt sich Klinsmann mit dem, was er sagte, nicht mehr. Kaum hat er sich aus der Klemme gewunden, beginnt er, ohne jeden erkennbaren Anlass, sich selbst Einwände zu machen. „Derjenige natürlich, der mehr liberal denkt, politisch denkt, der lebt meistens an der Küste oder in Städten, New York, Miami, Boston oder an der Westküste, Los Angeles, San Francisco, Seattle.“ Er zerbricht den Singular-Amerikaner in zwei Gruppen, den Städtern der Ost- und Westküste, auf die der Vorwurf der Provinzialität nicht zutrifft, und der im Innern siedelnden Landbevölkerung. Doch das Aufbrechen der nationalen Einheit geht noch weiter: „[...] es ist eine Bevölkerung von 300 Millionen, die immer mehr beeinflusst werden von 50 Millionen *hispanics*, eine Kultur, die sich dort bildet aus Mittelamerika, besonders Mexiko, und dieses Land stetig verändert [...]“. Was ist passiert? Klinsmann, dem Westküstenbewohner wird klar, und indem er es ausspricht, zeigt er seine Redlichkeit, dass die USA nicht nur aus uninformierten und unpolitischen Provinzlern bestehen. Plötzlich dämmert ihm die Pauschalität seiner Behauptungen. Nachdem diese Befürchtung einmal bewusst oder halb bewusst wurde, greift sie weiter um sich und schockiert mit der Einsicht, dass man 300 Millionen Individuen schlecht über einen Kamm scheren kann. Zu der riesigen Menge an Bewohnern kommt hinzu, dass sich diese im Einwanderungsland Amerika aus verschiedenen Ethnien zusammensetzen.

Damit steht Klinsmann kurz vor der die üblichen Denkge-
wohnheiten sprengenden Erleuchtung, dass eine Nationalkul-
tur kein homogenes Gebilde ist. Doch sie leuchtet nicht hell
genug, um eine Revision der bisherigen Aussagen über *den
Amerikaner* anzustoßen. Trotzdem sollten wir, dass diese
Einwände überhaupt aufblitzen, als Aktivposten verbuchen,
auch wenn sie sich aus Stereotypen speisen. Für jeden Euro-
päer sind die USA das Land der Vielfalt und Multi-Kulturalität,
ebenso wie sich herum gesprochen hat, dass Ost- und West-
küste fortschrittlicher sind als das platte Land des *bible belt*.

Die dritte und letzte Frage, die Jauch an seinen Gast richtet,
möchte wissen, wie Amerikaner auf die schrecklichen Bilder
aus dem Irakkrieg reagieren, die Tote der Zivilbevölkerung
zeigen. Klinsmann, der wieder zum Singular zurückgefunden
hat, antwortet: „Der Amerikaner nimmt diese Bilder genauso
mit Entsetzen auf und diskutiert es [...] und es ist absolut ein
Thema [...]. Nur nach zehn Jahren dieses ständigen Themas,
Kriege um den Terror, ist er müde; er möchte nach vorne
schauen, er möchte Lösungsmöglichkeiten sehen, er hat da
Angst vor noch höherer Arbeitslosigkeit, er möchte nicht sei-
nen Job verlieren. Wenn er seinen Job verliert, ist da nicht
dieses Auffangnetz, das wir hier in Deutschland und in euro-
päischen Ländern teilweise haben.“ Wieder fährt Klinsmann
eine Entschuldigungsstrategie. Wenn es zuvor hieß, der Ame-
rikaner ist uninformiert, weil er so viel arbeitet, wird jetzt der
Überdruß am Thema Terror mit Sorgen um den Arbeitsplatz
begründet. Diese Sorgen sind heftig, weil es keinen Sozial-
staat gibt. Das Erstaunliche an dieser Entschuldigungsstrategie
ist die Entfernung zwischen Ursache und Wirkung. Wie
kommt man von Kriegsbildern auf die fehlende Sozialversi-
cherung? Es ist die Logik der Stereotype. Zu dem, was Euro-
päern zu Amerika einfällt, gehört an prominenter Stelle – und
das selbst bei FDP Wählern – die angeblich nicht vorhandene
Sozialversicherung. Kaum hat der deutsche Austauschstudent
sein Zimmer im *dorm* der amerikanischen Universität bezo-
gen, stellt er seinen Mitbewohner aus Texas zur Rede, warum
die USA keine Krankenversicherung hat. Erst bei der Diskussi-
on merkt er die eigenen Wissenslücken und vor allem die feh-
lende Begeisterung seines Gegenübers. Im Unterschied dazu
macht Klinsmann diesbezüglich aber keine Vorwürfe, sondern
entschuldigt ein Klischee mit einem anderen.

Nur ein Stereotyp fehlt noch: die Oberflächlichkeit. Sie, die
bei interkulturellen Trainings beliebt ist und dort mit Obstme-
taphern umschrieben wird – der Amerikaner ist wie ein Pfir-
sich, zuerst eine weiche Schale und dann ein harter Kern –
hört sich bei Klinsmann so an: „Heute ist ein großer Tag in
Amerika; aber sie haben das Bedürfnis, jetzt einfach nach
vorne zu schauen, und natürlich verfolgen sie Afghanistan,

Irak, all die Terroranschläge; sie nehmen Teil daran, aber es ist viel an Themen in den USA, mit denen sie umgehen müssen, deshalb muss man auch ein bisschen verstehen als Europäer, dass der Amerikaner hier vielleicht ein bisschen oberflächlich überkommt.“ Wieder versucht Klinsmann zu entschuldigen: Amerika ist nicht oberflächlich, sondern wirkt nur so. Wobei diese Entschuldigung genau genommen lauten müsste: Er ist oberflächlich, das aber aus verständlichen Gründen. Fassen wir Klinsmanns Urteil über die andere Kultur zusammen: Der Amerikaner ist patriotisch, optimistisch nach vorne schauend, uninformiert, fleißig, unpolitisch, kennt kein Sozialsystem, ist überfordert und erscheint oberflächlich. Alles das wusste der Emigrant schon, als in Deutschland die Koffer gepackt wurden.

Klinsmann, ein moderner Deutscher der sympathischen Sorte, nicht akademisch gebildet, aber weithin interessiert, weltoffen und polyglott, lässt sich in einem fremden Land nieder. Der dadurch beginnende Kontakt wird einerseits durch bestimmte Denkgewohnheiten interkultureller Art bedingt, andererseits durch aus der Heimat mitgebrachte Stereotype gestaltet. Die erste dieser Denkgewohnheiten besteht darin, dass wir jede an einem Ausländer entdeckte Eigenschaft seiner Nationalität zuschreiben. Wenn Klinsmann bei seinem Nachbarn zur Rechten Uninformiertheit feststellte, nahm er das sofort in die Liste amerikanischer Merkmale auf. War der Nachbar zur Linken politisch desinteressiert, wurde die Liste sofort weiter geführt. Vor lauter Listenbildung merkte er nicht, dass es diese Eigenschaften auch in Deutschland oder Frankreich gibt. Wenn er einen uninformierten Deutschen traf, verbuchte er das als Zufall der Individualität, in Amerika hingegen rückt es zur nationalen Eigenart auf. Dieser Zuschreibungsautomatismus, der die Prägekraft des Nationalen weit überschätzt, gilt nicht nur für Klinsmann, sondern für fast jeden von uns. Es wäre zu überprüfen, ob manche Theorien oder Trainingsprogramme der interkulturellen Kommunikation diesen Automatismus nicht fördern.

Die zweite Denkgewohnheit ist die Annahme nationalkultureller Homogenität. D.h. alle 300 Millionen Amerikaner haben dieselben Eigenheiten. Wenn das so ist, brauche ich nur den Singular-Amerikaner, so unmodern oder vielleicht sogar politisch unkorrekt eine solche Formulierung auch ist. „Vom Neger als solchem“ spricht keiner mehr, aber der Talkmaster Jauch hatte mit Klinsmanns Singular keine Probleme. Die Annahme der Homogenität, die einen bereinigten und abstrahierten Amerikaner konstruiert, spart Denkschmalz und Papier, denn ich brauche nur eine einzige Liste. Mittendrin merkte Klinsmann allerdings, dass eine vielleicht zu wenig ist und begann, Listen für Stadt- und Landbewohner und Listen

für *hispanics* zu eröffnen. Wir sehen daran, wie der im Kulturkontakt Stehende mit den traditionellen Denkgewohnheiten hadert, da sie ihm die polykollektive Wirklichkeit nicht erschließen.

Bei seiner Übersiedlung in die Neue Welt brachte Klinsmann neben diesen Denkgewohnheiten auch eine Reihe von inhaltlichen Stereotypen mit. Durch die deutsche Sozialisation betrachtet er das Neue nicht offen, sondern vorinformiert. Doch, das müssen wir Klinsmann zugutehalten, er reproduziert die Stereotype nicht unkritisch, sondern ringt mit ihnen. Er merkt zwar nicht, wie wenig sie auf die Wirklichkeit passen, aber irgendwie stören sie ihn, weil sie ehrenrührig sind. Sie stören seine Zuneigung zu Amerika. Deshalb entschuldigt er sie. Letztendlich aber schafft er es nicht, sich von den vorgestanzten Urteilen, die er in Deutschland aufzog, zu befreien. Das ist ein bisschen tragisch und vielleicht sollte man den Jargon der Kulturkontakte analysierenden Disziplinen um den Begriff der interkulturellen Tragik erweitern. Sie zu verhindern, wäre vielleicht die dringlichste Aufgabe dieser Disziplinen.

